

Ist die Änderung einmal eingefahren, kommt das Gesetz der großen Zahl, das zunächst der Reform gefährlich erscheinen kann (Aufspaltung von Investitionsmitteln in verhältnismäßig kleine Einheiten auf viele Köpfe), ihrem Erfolg entgegen: horizontaler Ausgleich der möglicherweise unterschiedlichen Verwendung der Beträge im Durchschnitt der vielen einzelnen und vertikaler Ausgleich zwischen den verschiedenen zeitlichen Sparbindungen.

Der Neandertaler

Der Wandel seines Bildes

PAUL OVERHAGE SJ

Wohl keine vorzeitliche Menschenform des Eiszeitalters hat eine so verschiedenartige Beurteilung erfahren wie der Neandertaler. Vor hundert Jahren (1856) fand Joh. Carl Fuhlrott (1803—1877) die Reste dieses eigenartigen Menschenschlages und übergab sie dem Bonner Anatomen Schaafhausen zur wissenschaftlichen Bearbeitung. Die Skeletteile (Schädeldach, beide Oberarmknochen, je eine Elle und Speiche, beide Oberschenkelknochen, Bruchstücke des Beckens, eines Schulterblattes und der Rippen) stammten aus der Feldhofer Grotte, die sich in den steilen, heute völlig abgebauten Kalksteinfelsen des Neandertales gebildet hatte, wie dieser Teil des früher hier schluchtenartig geformten Düsseldorftales bei Düsseldorf genannt wird. Seit diesem Fund hat sich die Meinung, die man sich über das Erscheinungsbild, die Geistigkeit und die Stellung des Neandertalers innerhalb der fossilen Vertreter der Menschheit machte, ständig geändert. Dieser Wandel der Auffassungen spiegelt deutlich das Anwachsen der Fossilfunde und wissenschaftlichen Erkenntnisse, den Umbau der Hypothesen über die Herkunft des Neandertalers und seine Beziehungen zu den Jetztmenschen und nicht zuletzt auch den Wechsel in so manchen Vorentscheidungen philosophisch-weltanschaulicher Art wieder. Erst in unsern Tagen scheint der Wandel im Bild des Neandertalers einem gewissen Abschluß zuzustreben und sich eine sachlichere und damit treffendere Beurteilung dieses eiszeitlichen Vertreters der Menschheit durchzusetzen.

Das alte Bild

Man kann sich eines Lächelns nicht erwehren, wenn man heute die ersten, durchaus ernst gemeinten Beurteilungen nachliest, die Wissenschaftler, besonders Anatomen, über den Neandertaler abgegeben haben. Man sah in ihm

einen „mongolischen Kosaken von Tschernitscheffs Armeekorps aus dem Jahr 1814“ oder einen „Greis aus der Merowingerzeit“. Es sollte der Schädel eines „unzweifelhaften Kelten“ sein, eines „alten Holländers“, eines „Wilden, der irgendwo nach Europa verschlagen wurde“ oder gar eines „armen Idioten, der als Einsiedler gelebt habe“. Andere hielten den Schädel für pathologisch, für eine Mißbildung „infolge vorzeitiger Verknöcherung der Nähte“. Virchow, der bedeutende und hochangesehene Pathologe, neigte der gleichen Meinung zu und wußte sogar die Lebens- und Leidensgeschichte des Mannes aus dem Neandertal mit erstaunlichen Einzelheiten zu berichten. „Das fragliche Individuum“, so schreibt er, „hat in seiner Kindheit an einem geringen Grad von Rachitis („Englische Krankheit“) gelitten, hat dann eine längere Periode kräftiger Tätigkeit und wahrscheinlicher Gesundheit durchlebt, welche nur durch mehrere schwere Schädelverletzungen, die aber glücklich abliefen, unterbrochen wurde, bis sich später Arthritis deformans (verbildende Altersgicht) mit andern, dem hohen Alter angehörigen Veränderungen einstellte, insbesondere der linke Arm ganz steif wurde; trotzdem hat aber der Mann ein hohes Greisenalter erlebt. Es sind das Umstände, die auf einen sicheren Familien- und Stammesverband schließen lassen, ja, die vielleicht auf Sesshaftigkeit hindeuten. Denn schwerlich dürfte in einem bloßen Nomaden- oder Jägervolk eine so geprüfte Persönlichkeit bis zum hohen Greisenalter hin sich zu erhalten vermögen“ (zitiert nach Klaatsch). Diese Diagnose einer anerkannten Autorität, die Virchow damals verkörperte, hat ohne Zweifel die richtige Beurteilung der Reste des Neandertalers sehr gehemmt und verzögert.

Alle diese Urteile, so merkwürdig sie uns heute auch anmuten, lassen sich aus der wissenschaftlichen Lage der damaligen Zeit und aus der eigenartigen, bisher völlig unbekannten gestaltlichen Ausprägung der gefundenen Knochenreste verstehen. Um 1856, dem Fundjahr des Neandertalers, war die Auseinandersetzung über die Existenz eines „diluvialen“ oder „fossilen“ Menschen oder, wie man heute sagen würde, eines Menschen aus dem Eiszeitalter, noch in vollem Gang. Es bestand noch eine große Unsicherheit über das Alter von Fundstellen mit versteinerten Menschenresten. Auch die Sinnwandlung des Wortes „Diluvium“ von der ursprünglichen Bedeutung „Sintflut“ oder letzte große Überschwemmung in eine geologische Periode (Eiszeitalter oder Pleistozän) hatte sich noch nicht vollzogen. Erst in den Jahren 1870—1880 wurde die Tatsache mehrerer Vereisungen wissenschaftlich sicher festgestellt und mit dem Aufbau einer „Diluvialgeologie“ begonnen. Das Wort „l'homme fossil n'existe pas“ fand damals noch zahlreiche Verteidiger, die nicht wahrhaben wollten, daß der Mensch mit dem Mammut zusammengelebt habe. Nur wenige Forscher, unter den englischen vor allem der Geologe Ch. Lyell und der Biologe Th. H. Huxley, die beide auch zum Fund aus dem Neandertal Stellung nahmen, unter den deutschen der Entdecker des Neandertalers, Fuhlrott, und der Bearbeiter des Fundes,

Schaaffhausen, dachten anders. Schaaffhausen äußerte 1858, „daß der Gründe genug vorhanden sind für die Annahme, daß der Mensch schon mit den Tieren des Diluviums gelebt hat“ (zitiert nach Narr und v. Uslar). Auch Fuhlrott ist davon überzeugt, daß die Ablagerungen in der kleinen Feldhofer Grotte des Düsseldorftales zur Diluvialzeit erfolgt seien. Daraus schließt er in seinem großen Bericht (1859) über den Neandertalfund, „daß die menschlichen Gebeine des Neandertalers nicht aus der gegenwärtigen, sondern aus einer früheren geologischen Epoche datieren, daß — mit andern Worten — in diesen Knochen antediluviale, also fossile Menschenreste vorliegen müßten“ (ebd.). Aber leider ließ sich gerade dieses, wie beide auch erkannt haben, aus den Fundumständen nicht eindeutig erhärten, da vor allem der Nachweis einer ursprünglichen Lagerung der Knochenreste in ungestörten Schichten, die sicher dem Eiszeitalter angehörten, nicht zu erbringen war. Sonst hätte sich wohl das autokratische Urteil Virchows über den Neandertaler eher als unhaltbar erwiesen.

Nicht nur die wissenschaftliche Lage der damaligen Zeit, auch die eigenartige Gestaltung und die fremdartigen Merkmale der im Neandertal gefundenen Menschenknochen ermöglichen uns ein Verständnis der ersten sonderbaren Urteile. „Die Eigentümlichkeiten ihres osteologischen Charakters“ (Fuhlrott) mußten überraschen, da man bisher keine ähnlichen Bildungen an menschlichen Skeletten kannte. Sie mußten den Eindruck des Pathologischen erwecken. Diese Beurteilung wurde erst völlig überwunden und Fuhlrotts und Schaaffhausens Auffassung endgültig bestätigt, als 1886 in der Höhle von Spy bei Namur in Belgien weitere Skelette des Neandertalers (2 Erwachsene und ein Kind) mit wissenschaftlicher Sorgfalt ausgegraben wurden, so daß auch an ihrer Datierung ins Eiszeitalter nicht mehr gezweifelt werden konnte. Damit war der Fund aus dem Neandertal kein Unikum mehr. Inzwischen sind zahlreiche Fundstellen mit Resten von ungefähr 100 Individuen bekannt worden, die in ihren Merkmalen der Form gleichen, die den Namen gab. Diese typischen oder „klassischen“ Neandertaler, mit denen wir uns hier vor allem beschäftigen wollen, zeigen uns, daß dieser Menschenschlag in überraschend einheitlicher Formausprägung besonders in Westeuropa, aber wohl auch auf der Krim (Kiik Koba) und in Mittelasien (Teschik Tasch) verbreitet gewesen ist, und zwar am Ausgang des letzten Interglazials, während des ersten Abschnittes der letzten Vereisung (Altwurm) und eines Teiles der großen Würmschwankung.¹

¹ In welchen Jahrtausenden vor Christus der Neandertaler gelebt hat, wissen wir nicht mit Sicherheit. Bisher wurden sehr hohe Zahlen angegeben, die meist auf der von Milankowitsch aus den astronomischen Daten der Erdbahnelemente errechneten und von Koepfen, Wegner und Soergel auf die Erdverhältnisse angewandten sogenannten Strahlungskurve aufbauten. Danach wäre das Ende des letzten Interglazials, bzw. der Beginn der letzten (Würm-) Vereisung, auf etwa 120 000 v. Chr. und die große Würmschwankung auf etwa 85 000—75 000 v. Chr. anzusetzen. Nach der neuen Radiokarbon- oder C¹⁴-Methode zur Berechnung einer absoluten Chronologie des Eiszeitalters, deren Reichweite neuerdings bis auf 40 000 Jahre erweitert wurde, soll z. B. die große Würmschwankung

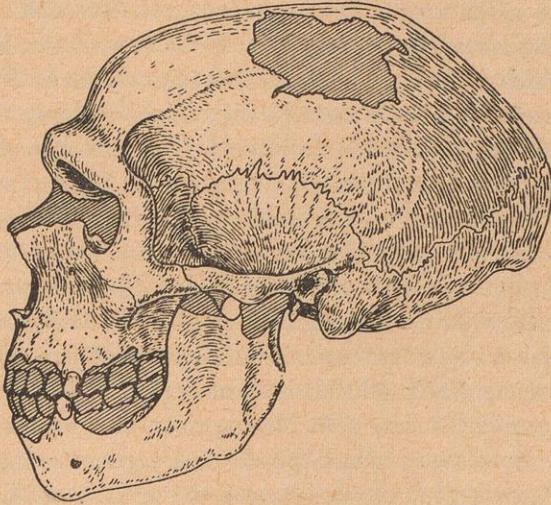
Der Merkmale, die den Neandertaler kennzeichnen und vom Jetztmenschen deutlich unterscheiden, sind sehr viele. Wir wollen jedoch nur wenige, und zwar die besonders auffälligen herausstellen, da sie wohl den Anlaß für die Vorstellung eines geradezu tierhaften Erscheinungsbildes des Neandertalers gegeben haben. Sie kamen damit natürlich der zeitweise, besonders in den ersten Jahrzehnten der Abstammungslehre weit verbreiteten, aber auch heute noch nicht überwundenen Meinung entgegen, daß sich das Werden des Jetztmenschen und seines Geisteslebens über unter- und halbmenschliche Vorstufen vollzogen habe, wobei natürlich dem Neandertaler ein Platz auf der halben Wegstrecke zukürrt wurde. Diese zugrundliegende unbewiesene Annahme oder Vorentscheidung spürt man deutlich aus vielen Schilderungen der Lebensart des Neandertalers und aus manchen Lebendrekonstruktionen heraus.

Da haben wir zunächst die stark nach hinten gekrümmten Oberschenkelknochen. Sie sind in dieser extremen Ausbildung allerdings nur von vier Erwachsenen (Neandertal, Spy, La Chapelle aux Saints, La Ferrassie I) bekannt, wie Weinert (1955) betont. Sie scheinen wohl kein allgemeines Merkmal gewesen zu sein, da z. B. das zweite Skelett von La Ferrassie schlankere und gerade Oberschenkel besitzt. Wegen dieser ungewöhnlichen Krümmung in Verbindung mit der Ausbildung gewisser Gelenkflächen äußerten manche Forscher die Meinung, daß man sich den auf beiden Beinen stehenden Neandertaler in etwas vorgebeugter Oberkörperhaltung vorzustellen habe. Das ist aber nicht der Fall gewesen, wie Arambourg neuerdings gezeigt hat. Der Neandertaler konnte völlig aufrecht gehen. Auf jeden Fall wurde aber diese Sonderheit maßlos übertrieben und diente zur Untermalung eines tierischen Bildes des Neandertalers. „Dieser Urmensch“, schreibt z. B. Reinhard, „konnte die Knie noch nicht durchdrücken, d. h. die Beine nicht ganz strecken. Obschon guter Läufer, war er noch mehr als Kletterer gebaut wie seine baumbewohnenden Ahnen. Viel wird er noch auf die Bäume geklettert sein, um sich dort seine Hauptnahrung zu suchen. Mehr Tier als Mensch, führte er ein unstetes Dasein, nur darauf bedacht, wie er seinen Hunger stillen könne.“ Diesem Urteil liegt die eben genannte Vorentscheidung zugrunde.

Der Neandertaler war gewiß nur ein untermittelgroßer (etwa 1,60 m), untersetzter Mensch mit breitem Brustkorb und kräftiger Muskulatur, wie die Muskelansatzflächen seines Skelettes zeigen, man könnte sagen, ein athletisch-muskulärer Typ. Dieser Körper trug einen langen Schädel mit kräftig entwickeltem Gesichtsteil, den besonders zwei auffällige Merkmale charakterisieren: die flachgestellte Stirn und die starken Überaugenbögen. Aus diesem Befund zog schon Schaafhausen, der erste Bearbeiter, den Schluß, daß das Gesicht des Neandertalers „einen ungemein wilden und tierischen, in der

etwa um 28000—25000 v. Chr. gewesen sein. Die neuen Daten sind zwar noch nicht gesichert, lassen sich aber wohl als Anzeichen dafür ansehen, daß sich der für die Würmvereisung bisher angenommene Zeitraum von rund 100000 Jahren nicht unerheblich verkürzen wird.

Tat an das Gesicht eines großen Affen erinnernden Ausdruck“ zeige (zitiert nach Klaatsch). Spätere Forscher, z. B. Klaatsch, sprechen von „mächtigen, an Gorillaschädel erinnernde Augenbrauenwülsten“, die „geradezu bestialisch“ wirken (Boule). Noch 1949 schreibt v. Eickstedt: „Alles in allem wirkt... der Neandertaler auf uns Heutige weniger karikaturhaft und amüsant wie die Großaffen, als verzerrt menschlich und dadurch unheimlich und



Schädel des alten Mannes von La Chapelle aux Saints (nach Montagu)

abstoßend.“ Sonderbarer Weise kommen auch manche Prähistoriker von einem solchen Bild des Neandertalers nicht los. So wurde es z. B. Zotz bei der Betrachtung des massiven Neandertalschädels noch 1949 „klar, daß der typische Neandertaler wirklich ein roher ‚Wilder‘ von furchterregendem Äußeren gewesen ist“. „Die Stirn- und Gesichtsverhältnisse mit dem maulartig vorstehenden Mund lassen uns den Neandertaler Menschen in seinem Ausdruck zu Lebzeiten als einen brutalen, hinterlistigen und gefährlichen Gesellen erscheinen.“ „Der zu dem kurzen und stämmigen Körperwuchs des Neandertalers in keinem rechten Verhältnis stehende große, geduckt getragene Kopf mit der niedrigen Stirn mag diesem ein besonders abstoßendes Aussehen verliehen haben.“² Auch nach Schwantes sah der Neandertaler „viel mehr den Tieren ähnlich... als irgendeine andere niedrige Rasse“. Reinhard bringt eine Lebendrekonstruktion des Neandertalers, fügt aber die

² Von dem nach hinten verschobenen Hinterhauptsloch des Schädels von La Chapelle aux Saints und von den waagrecht orientierten Dornfortsätzen der Halswirbel — beim heutigen Menschen sind sie im allgemeinen nach unten ausgerichtet — schloß man auf eine vom heutigen Menschen abweichende Kopfhaltung des Neandertalers. Aber das trifft nicht zu, da sich waagrecht orientierte Dornfortsätze ab und zu auch beim Jetztmenschen finden, ohne daß dies einen Einfluß auf die normale Kopfhaltung hat. Die Verlagerung des Hinterhauptsloches weiter nach hinten geht allem Anschein nach auf eine unkorrekte Einsetzung der Schädelbasis des La Chapelle-Schädels bei der Rekonstruktion zurück.

bezeichnenden Worte hinzu: Diese Rekonstruktion sieht „nicht tierisch genug aus, um das volle Verständnis für das Aussehen jenes diluvialen Europäers zu vermitteln“. Wahrscheinlich hätte ihm die fürchterliche Rekonstruktion von Kupka (Abb. 7), die der Prähistoriker Schuchard — es ist nicht zu verstehen! — in seiner „Deutschen Vor- und Frühgeschichte in Bildern“ (1936) auf Tafel I abbildet, zur Kennzeichnung „dieser halbtierischen Rasse“ (Reinhard) mehr zugesagt. Da wird uns nämlich ein behaartes, mit den Zähnen fletschendes affenartiges Wesen vorgestellt, das sich aufgerichtet hat und in seinen Händen einen groben Stein und einen wüsten Knüppel hält.

Man braucht sich nicht zu wundern, daß man einem so freigebig mit tierischen Zügen ausgestatteten Wesen geistig nur recht wenig zutraut. Klaatsch betont denn auch den „Eindruck der Inferiorität, einer gewissen Roheit, die sich unvorteilhaft von dem Zustande der heutigen Wilden, etwa Australiens und Afrikas, unterscheidet“. Nach Reinhard waren Sprache, logisches Denken, scharfes Überlegen und Konzentration beim Neandertaler nur wenig entwickelt. Auch Boule vertrat auf Grund des Gehirnausgusses des Schädels von La Chapelle aux Saints die Ansicht, daß der Neandertaler eine artikulierte Sprache gar nicht oder nur in rudimentärer Form besessen habe, da dieser Gehirnausguß durch Einfachheit und grobes Aussehen der Gehirnwindungen ausgezeichnet sein soll. Man spricht ihm weiter, wie z. B. Weinert (1951), die Bestattung seiner Toten und jegliche religiöse Gedankenwelt ab. „Alles“, so sagt er, „was wir von der mittelpaläolithischen Kultur wissen, zeigt uns ja, daß es keine höheren geistigen Vorstellungen gibt, die über einfache Lebensbedürfnisse hinausgehen.“ Der Urmensch (Neandertaler) hatte „sicher keine Mythen und keine Religion ... Im Leben entschied nur das unmittelbare Nützlichkeitsprinzip. Es gab keine Moral und keine Ethik, es gab keine Sittlichkeit und keine Unterscheidung von Gut und Böses ... Es fehlte das Verständnis für den Tod. Wir finden deshalb keine wirkliche Bestattung. Wir können vermuten, daß auch der Zusammenhang zwischen Zeugung und Geburt nicht nur nicht bekannt war, sondern überhaupt kein Problem zum Nachdenken bot.“ Man kann nur staunen, woher Weinert das alles weiß und wie er das belegen und beweisen will.³

Die damit scheinbar gegebene geistige Stumpfheit kommt an der Lebend-

³ Wegen des Fundes einer kultischen Schädelsetzung in einer Höhle des Monte Circeo (siehe später) sieht sich Weinert im gleichen Buch zu der Bemerkung gezwungen: „Nun müssen wir also zugeben, daß auch beim ‚Homo neandertalensis‘ mystische oder magische Ideen vorgekommen sind, ... wenn sie auch noch so einfach und wenig durchdacht waren“ (S. 121). „... das eine ist sicher, daß die Neandertalmenschen, die einst in die Höhle am Berg Circeo zusammentrafen, sich Gedanken gemacht haben über Dinge, die über die einfachsten Belange der Lebenshaltung hinausgehen“ (S. 123). Damit behauptet Weinert das Gegenteil der Sätze, mit denen er einige Seiten später (S. 126, 128) die Neandertaler zusammenfassend charakterisiert und die wir oben zitiert haben. Weinert betont deshalb, daß der Befund von Circeo ein *spätes* Neandertalstadium kennzeichne, um so die von ihm aufgestellte halbtierische Stufe im „geistigen Aufstieg der Menschheit“, die die Neandertaler repräsentieren sollen, retten zu können. Wenn man aber bedenkt, daß das hauptsächlichste Auftreten des „klassischen“ Neandertalers und auch anderer „neandertaloider Formen“ erst in die nachfolgende Würmvereisung fällt, dann vermag die Berufung auf ein *spätes* Stadium nicht zu überzeugen.

rekonstruktion des Neandertalers (Abb. 6) zum Ausdruck, die Gisela Buschendorf in ihrem Beitrag zu dem von ihr und andern herausgegebenen Buch „Weltall, Erde, Mensch“ (4. Aufl., S. 317) abbildet, aber ebenso bei der im gleichen Werk enthaltenen farbigen Wiedergabe einer „Neandertaler-Horde am Rastplatz vor einer Höhle“ (Tafel XI), besonders an dem im Mittelpunkt der Szene stehenden erwachsenen Mann. Derartige Darstellungen üben auf die große Masse der Urteilsunfähigen — das Buch wird den Jugendlichen der Ostzone bei der „Jugendweihe“ auf den Lebensweg mitgegeben — eine starke suggestive Wirkung aus und beeinflussen Denken und Einbildung. Sie sind von der oben erwähnten Annahme und Vorentscheidung einer allmählichen Entwicklung des Menschengesistes aus dem Tierreich diktiert. Auf diese Weise entsteht in Haltung und Blick, in Farbe und Behaarung, wie Portmann (1944) sagt, „ein Tiermensch, der je nach Stimmung der Zeit oder des Erfinders bald mehr eine brutale Bestie ist, mit Wurfstein und Baumstrunk bewaffnet, — oder ein stumpfes idiotisches Wesen, nahe der untersten Grenze der heutigen Möglichkeiten des Menschen. Es ist seltsam zu sehen, wie sich manche das Erwachen ihrer Menschenseele aus tierischen Vorstufen vorstellen!“ Glücklicherweise gilt aber von diesen Lebendrekonstruktionen das Wort von Kurth (1956): „Wegen der Überbetonung bestimmter Vorstellungen erübrigt es sich, darauf näher einzugehen, da solche Darstellungen nicht wissenschaftlich diskutiert werden können.“

Ist schon die Deutung der Knochenreste sehr schwer und oft umstritten, um wieviel schwieriger erst die Darstellung des frühen Menschen in Fleisch und Blut. Gerade der Gesichtsausdruck und das Mienenspiel, der Haarwuchs und die Haarführung, die am stärksten auf den Beschauer wirken und seine Vorstellung beeinflussen, bleiben hypothetisch und subjektiv. Es ist ja bekannt, daß sich durch Abänderung einiger Linien der Mimik, der Falten der Gesichtshaut usw. — bei voller Wahrung der entscheidenden Schädelumrisse und Schädelmerkmale des Jetztmenschen — aus einem „Homo sapiens“ leicht ein vollendeter Idiot herstellen läßt. Klaatsch z. B. hat nicht gewagt, „für die äußere Beschaffenheit (des Neandertalers) Analogien mit Gorilla und Negern aufzustellen“, weil „man damit nur zu Vermutungen geführt wird, die sich nicht beweisen lassen“. Trotzdem kann und darf die Wissenschaft versuchen, Lebendrekonstruktionen des fossilen Menschen zu entwerfen. Aber sie müssen von den methodischen Grundsätzen getragen sein, die neuerdings Schultz und Kurth dargelegt haben und die darauf ausgehen, vom individuellen Befund des Ausgangsmodells mit äußerster wissenschaftlicher Sorgfalt einen zugleich allgemeingültigen Durchschnittstyp abzuleiten. Ihre Darlegungen machen zugleich offenbar, wie Kurth betont, „mit wieviel ‚Wahrscheinlichkeiten‘ jede Rekonstruktion zu arbeiten hat und belastet ist, soviel auch die vergleichende Anatomie bereits aussagen kann“, und wieviel Vorbehalte „sich für den Wissenschaftler aus unserm sich stetig ergänzenden und wandelnden Kenntnisbestand wie den daraus entwickelten Abstammungstheorien ergeben“.

Das neue Bild

Die von Schultz hergestellte Rekonstruktion des Rhodesia-Menschen von Broken Hill (Südafrika) und die von Kurth abgebildeten neueren Rekonstruktionsversuche von Heberer, Wandel, McGregory u. a. (Abb. 1—5)⁴ entsprechen wohl den wissenschaftlichen Forderungen. Bei ihnen ist die Kunst des Maßhaltens in der Darstellung von Lebendbildern geübt worden, die, wie Portmann (1947) mit Recht sagt, „eine schwere, selten erfüllte Forderung“ ist. Sie alle zeigen deutlich und eindrucksvoll, wie außerordentlich sich die Auffassung vom Erscheinungsbild des Neandertalers gewandelt hat, um wieviel „menschlicher“ er jetzt gesehen wird. Jedoch muß man sich auch bei der Betrachtung dieser Darstellungen das Wort Kerns ins Gedächtnis rufen: „Vorschnäuzigkeit, Kinnlosigkeit, Stirnwülste und flacher Hirnschädel entsprechen nicht unserm Schönheitsideal, enthalten indes keine art-hafte Inferiorität oder gar untermenschliche Züge.“ Es sind dazu Merkmale, die für den Menschen als geistiges Wesen nur eine nebensächliche Bedeutung mehr äußerlicher Art haben.

Diese erstaunliche Vermenschlichung der Züge des Neandertalers, die sich jetzt durchzusetzen scheint, geht nicht nur auf die erhöhte wissenschaftliche Sorgfalt bei Rekonstruktionsversuchen zurück. Sie beruht auch nicht bloß auf der Abkehr von der Überbetonung gewisser Merkmale des Neandertalers, besonders „der Überaugenwülste als des hauptsächlichsten verbleibenden gestaltlichen Unterschiedes zwischen dem Neandertaler und dem heutigen Menschen“ (Steward), weil man inzwischen die außerordentliche Variationsbreite des menschlichen Formtypus erkannt hat und in den Unterschieden zwischen Jetztmensch und Neandertaler nur mehr rassische Verschiedenheiten sieht (Mayr, Steward, Dobzhansky, Coon). Ja, Mayr hat sogar vorgeschlagen, beide Formgruppen in der gleichen Art „*homo sapiens*“ zusammenzufassen. Der Kern dieser Wandlung in der Beurteilung des Neandertalers ist wohl in der höheren Einschätzung und Wertung des menschlichen Geistes zu suchen, die immer stärkeren Einfluß gewinnt.

Dazu hat sehr die Tatsache beigetragen, daß zahlreiche Funde, die uns etwas über die Kulturhinterlassenschaften, die Lebensgewohnheiten und das geistige Leben vorzeitlicher Menschen auszusagen vermochten, das echte Menschtum des Neandertalers immer stärker offenbar machten. Sein Gehirnvolumen stand einer vollwertigen menschlichen Betätigung nicht entgegen.

⁴ Der Rudolf-Habelt-Verlag in Bonn hat freundlicherweise die Klischees für die Abbildungen 1—5 zur Verfügung gestellt. Sie sind in dem Buch „Der Neandertaler und seine Umwelt“, herausgegeben von K. Tackenberg, abgedruckt, das 1956 als „Gedenkschrift zur Erinnerung an die Auffindung im Jahre 1856“ (131 S.) im Verlag Habelt Bonn (Beiheft 5 der „Bonner Jahrbücher“) erschienen ist. Wer sich eingehender mit dem Neandertaler befassen möchte, dem sei dieses vorsichtig und kritisch geschriebene Buch empfohlen. Es behandelt die Entdeckung und erste Beurteilung des Neandertalers (Narr und v. Uslar), die Gestaltung seines Skeletts (Gerhardt), sein Erscheinungsbild (Kurth), seine Steinwerkzeuge (Narr), die Umwelt, in der er lebte (Groß), und die geistige Welt, die ihn beschäftigte (Gieseler) (DM 9,50).

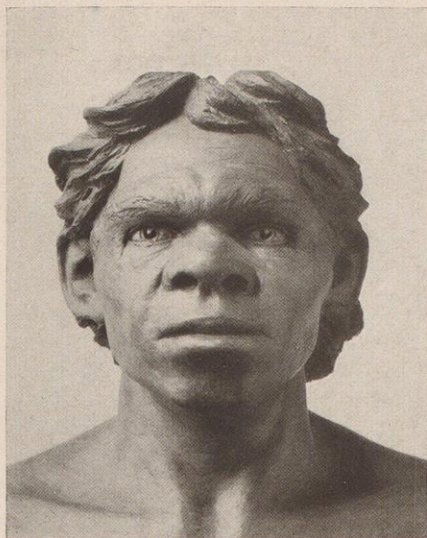


Abb. 1 - 2: Rekonstruktionsversuch des Neandertalers von G. Heberer

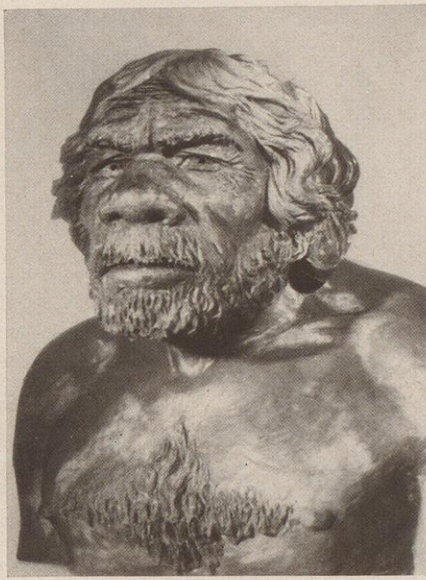


Abb. 3 - 4: Rekonstruktionsversuch des Neandertalers von G. Wandel

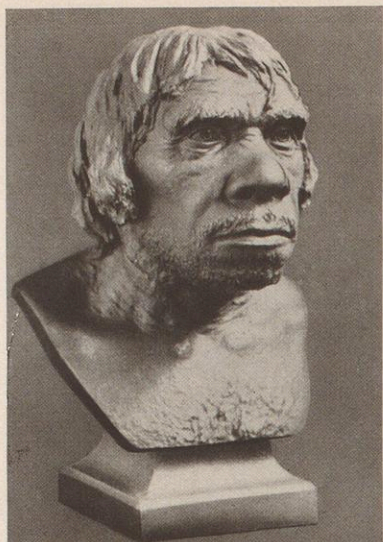


Abb. 5: Rekonstruktionsversuch des Neandertalers von McGregor

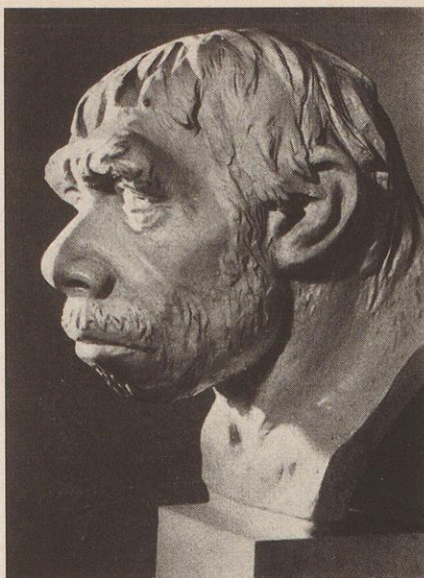


Abb. 6: Rekonstruktionsversuch des Neandertalers von G. Buschendorf



Abb. 7: Rekonstruktionsversuch des Neandertalers von F. Kupka

Im Gegenteil, es geht meist über den Durchschnittswert von 1450 ccm des heutigen Europäers nicht unerheblich hinaus („Der Alte von La Chapelle aux Saints“ 1600 ccm!). Gewiß zeigen die Hirnteile wegen des Baues der langgestreckten und breiten Gehirnkapsel gegenüber dem Jetztmenschen eine etwas andere Formung. Aber daraus lassen sich keine sicheren Schlüsse auf eine andersartige oder sogar rudimentäre Psyche ziehen, zumal jeweils die uns unbekannte Feinstruktur der Gehirnrinde den eigentlichen Ausschlag gibt. Dazu ist, wie die neueren Untersuchungen Connollys an Schädelausgüssen zeigen, kein „hinreichender Grund vorhanden, mit Boule . . . zu schließen, das Gehirn des Mannes von La Chapelle aux Saints sei einfacher ausgebildet gewesen als das vieler Vertreter des modernen Menschen“. Wir haben also weder auf Grund seiner Körperlichkeit noch seiner kulturellen Hinterlassenschaften, wie wir noch sehen werden, einen Anlaß, dem Neandertaler ein vollentwickeltes menschliches Wesen mit psychischem Leben und Sozialbindungen abzusprechen. Die Grundlagen seines geistigen Seins waren die gleichen wie beim Jetztmenschen. Die Unterschiede betreffen nur die Erzeugnisse seiner geistigen Tätigkeit, die Erfindungen seiner Phantasie, des technischen Denkens und die Formen seines Zusammenlebens, also die Güter, die durch Tradition von einer Generation zur andern weitergegeben werden. Bei ihnen ist ohne Zweifel ein Fortschritt festzustellen. Aber das ist zu erwarten. Denn die auf einer immer dauerhafter gepflegten Tradition aufbauende Entwicklung weckt, wie Saller sagt, „immer neue Seiten der menschlichen Seele, für die auf früheren Stufen noch gar keine Möglichkeiten zu einer Betätigung oder gar Entfaltung bestanden haben, die aber doch offenbar im Menschen liegen“. Der Geist ist kein spätes Phänomen in der Geschichte der Menschheit, das erst nach dem Neandertaler gegen Ende des Eiszeitalters mit dem Auftreten des Jetztmenschen, dem man bisher allein den Namen „Homo sapiens“ zusprach, in Erscheinung getreten ist.

Machen wir uns jetzt mit der Lebensweise und der geistigen Welt des Neandertalers vertraut, vielleicht an Hand der Schilderung, die Hancar und Movius auf Grund der einzigartigen Ausgrabungen des russischen Forschers Okladnikow in Teschik Tasch, d. h. „Fels mit Öffnung“, gegeben haben. Der Fundplatz, eine höhlenartige, gegen Südosten gekehrte Nische von 7 m Höhe, 20 m Breite und 21 m Tiefe, liegt 125 km südlich von Samarkand (Usbekistan) 1500 m über dem Meeresspiegel mitten in einer Kalkgebirgslandschaft von alpinem Charakter (Gissar-Gebirge westlich des Pamir), in der der hochstämmige Wacholder, das fundbezeugte Brennmaterial der mittelpaläolithischen Höhlenbewohner, gedeiht. Die Nische ist in eine der lotrechten oder überhängenden, bis 50 m ansteigenden Felswände eingelassen, die allgemein die tief eingeschnittenen Schluchten des dortigen Gebirgsmassivs begleiten. Wegen der Enge und Tiefe der Schlucht hat das Sonnenlicht täglich nur kurze Zeit Zutritt. Fünf übereinanderliegende Fundschichten bezeugen einen fünfmaligen Aufenthalt des Menschen. Sie sind deutlich durch sterile Lagen voneinander getrennt, die auf längere, niederschlagsreiche

Zwischenpausen hinweisen, in denen der noch höher und hochgehende Schluchtenbach Kies und Sand einschwemmte, einsickerndes Wasser einen ständigen Tümpel bildete und feinen Schlamm auf dem Boden der Karsthöhle absetzte. Durch auswaschende Tätigkeit des Wassers ging anscheinend später etwa die Hälfte des Siedlungsbestandes verloren. Die oberste Kulturschicht, die aus dem ausgehenden letzten Interglazial, wahrscheinlich aber erst aus der großen Würmschwankung stammt, ist die stärkste und reichste. Sie enthielt in der Nähe des Höhleneingangs drei Herdstellen, kenntlich an Resten von Holzkohle und Asche, in deren Nähe Steinwerkzeuge verstreut lagen, unter ihnen ein großer Steinkern nebst einer Reihe von tadellos gelungenen Abschlügen, vielleicht, wie Okladnikow meint, eine kleine Werkstatt. Unter einer dieser Herdstellen fanden sich mehrere aufgeschlagene Knochen der Bergziege in paralleler Anordnung. Ein wenig tiefer, noch in die darunterliegende sterile Schicht eingebettet, lag das Skelett eines 9 bis 10jährigen Neandertalkindes. Diese Bestattung muß aber nachträglich durch herabstürzende Kalktrümmer und durch ein Raubtier teilweise gestört worden sein, da einige Knochen verschoben, andere zerstört, wieder andere verschleppt waren. Allem Anschein nach war das Kind mit dem Kopf gegen das Höhleninnere und mit den Füßen zum Ausgang hin bestattet worden. Seine Reste (der in Stücke gebrochene Schädel, ein Hüftknochen, Schienbein, Schulterknochen, beide Schlüsselbeine, einige Rippen) umstellten im Kreis — aufrecht mit der Spitze nach unten — 6 Paar große und schwere Bergziegenhörner. An ihrer nach oben gerichteten Basis waren sie von dem Herdfeuer, das man für kurze Zeit, vielleicht als rituelles Feuer, über dem Grab angezündet hatte, leicht angebrannt.

Dieser Befund und Kult betont zunächst die Wichtigkeit und zentrale wirtschaftliche Stellung der Bergziege („*Capra sibirica*“) für das Leben des damals dort lebenden Neandertalers. Das beweisen auch die am Fundplatz ausgegrabenen Knochen verschiedener Tiere (Bergziege, Hirsch, Wildpferd, Braunbär, Hyäne, Leopard, Murmeltier, grauer Hamster, Wühlmaus-Arten, Maulwurfslemming, Hase, Pfeifenhase und andere Nagetiere, asiatisches Rebhuhn, Felsentaubenarten, Entenarten, Wanderfalk, zwei Eulenarten, Gemeiner und Alpenmauersegler, Saatkrähe, Dohle, Alpendohle, Grauammer und eine Reihe weiterer Singvögel). Von diesen Knochen gehörten bei weitem die meisten 34 Individuen der Bergziege an. Die Jäger hatten sich also wirtschaftlich auf diese Jagdbeute spezialisiert, ähnlich wie die Träger des Alpenmoustériens auf die Höhlenbären, und für diese Jagd den Ausgangspunkt sehr geschickt gewählt. Dazu mußten sie aber eine genaue Kenntnis des absturzreichen Felsgeländes haben, mit den Lebensgewohnheiten des Wildes vertraut sein und dieses Wissen zweckmäßig und zielstrebig ausnutzen. Denn die Bergziege ist ein scharfsinniger, kühner und sehr flüchtiger Bewohner unzugänglicher Hochtäler und Felseinöden und auch heute noch sehr schwer anzugehen und wegen des Geländes nicht ohne Gefahr fortzuschaffen. Leider sind uns die Jagdwaffen des Neandertalers nicht bekannt.

Wir kennen nur die steinernen Werkzeuge ihrer Moustérien-Kultur. Daß aber die mittelpaläolithischen Jäger besondere Waffen bei der Jagd benutzten, das beweist der seltene und kostbare Fund eines 2,40 m langen Speeres aus Eibenholz mit einer durch Feuer gehärteten Spitze, der 1948 in einer Mergelgrube des niedersächsischen Landkreises Verden zwischen den Rippen eines Altelefanten gefunden wurde und ins letzte Interglazial zu datieren ist.

Diese Ausgrabungsbefunde in Teschik Tasch werfen helles Licht auf die Lebensgewohnheiten und die geistige Welt des Neandertalers. Er kannte und hegte das Feuer, was uns auch von andern Fundstellen durch Aschenreste und angebrannte Knochen bezeugt ist. Er verfertigte Werkzeuge und war Träger einer ganzen Steinwerkzeugindustrie, des Moustérien, mit ihren verschiedenen Formen, den Spitzen, Schabern, Faustkeilen und Fäusteln, die bewußt und systematisch gearbeitet sind, um eine bestimmte zweckmäßige Form zu erlangen, und selbst wieder zur Anfertigung anderer Werkzeuge, etwa aus Holz, verwendbar waren. „Sie werden auch nicht bloß gelegentlich benutzt oder verfertigt“, wie Narr einmal treffend ausführte, „sondern immer wieder; sie sind nicht augenblickliche situationsbedingte Erleichterung des Daseins für ein einzelnes Individuum, sondern Zeugen ernsthafter, planmäßiger Arbeit und dauernder Wirkung durch Mittel, die von Generation zu Generation überliefert werden“. Gewiß erreichten die Werkzeuge des Neandertalers nicht die Höhe der feingearbeiteten Artefakte der Jungpaläolithiker oder der geschliffenen Geräte der Neolithiker. Trotzdem ist ein großer Teil der mittelpaläolithischen Steinwerkzeuge, wie Breuil sagt, „so formvollendet und regelmäßig gestaltet, daß hierbei sicherlich ein ästhetisches Empfinden, ein ausgeprägter Sinn für gute und reine Form am Werke war, zumal diese Eigenschaften sich nicht als technische Verbesserungen erklären lassen“. Boule-Vallois nennt die schönen Formen der Steinwerkzeuge von St. Acheul, die älter sind als die der Moustérien-Kultur des Neandertalers, sogar „ein erstes Vorspiel der Kunst“ („une première recherche d'art“). Als spezifisch menschliche Kulturgüter weisen die Werkzeuge auf eine lang gepflegte Tradition hin, der der Neandertaler vieles an Kenntnissen, handwerklichem Können und Sitte verdankt. Nur aus einer vollmenschlichen geistigen Anlage heraus vermochte er Werkzeuge zu schaffen und Kulturschöpfer zu sein.

Teschik Tasch gibt uns auch Auskunft über die Wirtschaft des Neandertalers. Es war keine produktive Wirtschaft, abgesehen von der Herstellung der Waffen und Werkzeuge, sondern eine aneignende mit sehr reichem Küchensettel. Die Pflanzenwelt bot Knollen, Früchte, Wurzeln und anderes, die Tierwelt Fische, Vögel, kleine und große Säuger und anderes Kleingetier. Auch die Großwildjagd hat der Neandertaler geübt und Bergziege, Steinbock, Bison, Renntier, Hirsch, Wildschwein, Höhlenbär, Mammut usw. erlegt, deren Reste man an vielen Herd- und Aufenthaltsstätten, an denen er verweilte, gefunden hat. Er war Jäger, der wohl nicht ständig umher-

schweifte, sondern dem wir wohl, wie Narr sagt, „eine Tendenz zum Verbleiben in einem kleineren Gebiet zuschreiben dürfen“, vielleicht nach Art heute lebender Wildbeuter. Werkzeugherstellung und Jagd auf Großwild erfordern aber gemeinschaftliche Leistungen, die über die Kräfte einer kleinen Familie hinausgehen. Wir müssen deshalb annehmen, daß sich eine Reihe Kleinfamilien zu einer geordneten Gemeinschaft zusammengeschlossen hatten, in der bis zu einem gewissen Grad Arbeitsteilung herrschte, auch wenn sich eine solche soziologische Struktur durch entsprechende Funde nicht direkt belegen läßt. Von hier aus ergibt sich noch eine weitere „unausweichliche Annahme“ (Narr). Der Neandertaler vermochte sich durch eine Sprache zu verständigen und war nicht nur auf unartikulierte Laute und Gebärden oder eine Zeichensprache angewiesen. Wohl hat man auf Grund gewisser anatomischer Befunde des Unterkiefers behauptet, beim Neandertaler sei das Sprechvermögen nur wenig ausgebildet gewesen. Diese gestaltlichen Befunde lassen sich zwar anatomisch genau festlegen, aber dann weiß man doch noch nicht, wie Gieseler sagt, in welchem Umfang ein Mensch sprechen kann, weil diese Zusammenhänge nicht geklärt sind. Auf jeden Fall ist für ein Gemeinschaftsleben mit gemeinsamem Planen, gemeinsamer Jagd und gemeinsamer Arbeit, für die Weitergabe von Erfahrungen, Kenntnissen und Handfertigkeiten von einer Generation an die andere der Besitz einer Sprache eine „unerläßliche Voraussetzung“ (Gieseler). Auch in diesem entscheidenden Punkt hat sich das Bild des Neandertalers zum echten Menschen hin gewandelt.

Schließlich zeigt uns Teschik Tasch durch die Einbettung und die eigenartige Umrahmung des kindlichen Körpers mit ausgerichteten Hörnerpaaren der Bergziege eindrucksvoll, daß der Neandertaler seine Toten bestattet hat. Das weist, wie Hancar sagt, auf eine „tiefbedeutsame Zentrallage der Erkenntnis von Tod und Leben in der Gedankenwelt des Neandertalers“ hin und wird durch eine Reihe anderer Bestattungen bestätigt. So ruhte der „Alte von La Chapelle aux Saints“ (Frankreich), dieser ausgeprägte Typ des „klassischen“ Neandertalers, in Schlafstellung in einer ausgehobenen Vertiefung. Er lag, nach Osten hin ausgestreckt, zusammen mit Steingeräten und zerbrochenen Tierknochen von 22 Renntieren, 12 Bisons, 2 oder 3 Wildpferden und einem Steinbock, die über ihm und neben ihm verstreut waren, vielleicht die Reste einer Totenmahlzeit. Nahe dem rechten Arm fand man einen ganzen Bisonschenkel, mehrere Feuersteingeräte und Ockerstücke. In La Ferrassie (Frankreich) ruhten unter einem Felsendach zwei Erwachsene (Mann und Frau), drei Kinder und ein Fötus, wahrscheinlich die Grabstätte einer ganzen Familie. Auf dem Haupt des männlichen Erwachsenen und auf seinen beiden Schultern ruhte je eine Steinplatte, um ihn herum lagen verstreut Tierknochen und schöne Feuersteinwerkzeuge. Sein Kopf zeigte nach Osten, der Kopf der Frau nach Westen. Die Beine beider Erwachsenen waren an den Rumpf hochgezogen, besonders stark bei der Frau. Ihre Unterschenkel fanden sich gegen die Oberschenkel und diese stark gegen das Becken an-

gedrückt. Auch bei der Bestattung eines Kindes und eines Mannes in der Höhle Kiik Koba auf der Krim, die jedoch noch in vorgeschichtlicher Zeit durch die Anlage einer Feuerstelle zum großen Teil zerstört worden war, lag der erwachsene Tote auf der Seite mit angezogenen Knien. Die Verstorbenen scheinen also, wie Gieseler meint, gefesselt worden zu sein. Das würde bedeuten, daß der Neandertaler an ein Fortleben der Toten und an die Möglichkeit ihrer Wiederkehr glaubte. Sicher zeugen diese Bestattungen von Ehrfurcht und Pietät gegenüber den Verstorbenen und von einer vielgestaltigen Totenpflege, die der Neandertaler seinen Toten erwies. Wie weit sich damit die Vorstellung von einem göttlichen Wesen und einer Vergeltung von Gut und Böses verband, läßt sich aus dem Fundbild nicht erschließen.

Anders liegen die Dinge bei der Schädelsetzung in einer Höhle des Monte Circeo bei San Felice an der Küste des Thyrrhenischen Meeres rund 100 km südlich von Rom. Man entdeckte sie in der letzten Kammer eines verzweigten Höhlenganges, die einige Zeit nach der Deponierung allem Anschein nach durch einen Felssturz abgeriegelt wurde, so daß sie nicht von den Jungpaläolithikern besiedelt werden konnte und bis 1939 verschlossen blieb. Der Schädel lag auf altwürmeiszeitlichen Ablagerungen in einem ovalen Kranz grober Steine und inmitten von Tierknochen (Hirsch, Pferd, Wildschwein), die auf dem Höhlenboden verstreut waren. Ursprünglich hatte man ihn wohl auf einen Stock aufgesteckt, der dann verging, so daß der Schädel auf die linke Seite fiel. Das Schläfenbein im Bereich der rechten Augenhöhle war zertrümmert, die Schädelbasis um das Hinterhauptsloch herum zerbrochen. Der Unterkiefer fehlte. Allem Anschein nach wurde der Kopf eines erschlagenen Neandertalers vom Rumpf abgetrennt und zeremoniell beigesetzt, nachdem man ihm von der Basis her das Gehirn entnommen hatte. Manche nehmen an, das Gehirn sei verzehrt worden, um etwas von der Kraft des Getöteten zu erhalten, so daß wir hier einen kultischen Kannibalismus vor uns hätten. Andere sehen in der Gehirnentnahme nur den Teil einer rituellen Bestattungsfeier oder das Zeichen einer zweistufigen Bestattung. Schließlich besteht noch die Möglichkeit eines Schädelkultus, bei dem der Schädel nach Verwesung der Fleischteile in besonderer Weise aufbewahrt wurde. Der Deutungen sind also viele, und Klarheit ist nicht zu gewinnen.

Das gilt auch für die Befunde in Krapina (Kroatien) und La Quina (Frankreich). Jeder der beiden Fundorte barg Reste von etwa 20 Personen, jugendlichen und erwachsenen. Es fanden sich jedoch keine vollständigen Skelette in ungestörter Lagerung. Die Knochen des Schädels und des übrigen Körpers waren nur zum Teil vorhanden, dazu zerbrochen und regellos in der Fundschicht zerstreut. Gieseler neigt dazu, hier die Anzeichen von Kannibalismus, wenn auch kultischer Art, zu sehen, wie wir ihn auch von manchen Völkern der Gegenwart kennen, nicht jedoch einen reinen Nahrungskannibalismus, der aus Hunger oder Fleischmangel erwächst. Ob das aber tatsächlich zutrifft, läßt sich wegen fundkritischer Bedenken und verschiedenartiger Deutungsmöglichkeiten, wie sie besonders von seiten der modernen

Völkerkunde beigebracht wurden, nicht mit Gewißheit sagen. Die Völkerkunde wies dazu einwandfrei nach, daß menschenfressende Völker durchaus nicht am Anfang standen, sondern schon einen langen kulturellen Weg zurückgelegt haben. Kannibalismus einschließlich Kopfjagd findet sich nicht bei einfachen Wildbeutern, sondern nur bei bereits fortgeschrittenen Kulturen, die auf der Wirtschaftsgrundlage des Pflanzenbaus beruhen. Wie man auch den Befund in Krapina und La Quina deuten mag, auf jeden Fall bezeugt die einzigartige Schädelsetzung aus der Höhle des Monte Circeo, daß der Neandertaler sich um die Toten Gedanken gemacht und wohl auch Vorstellungen religiöser Art gehabt hat.

Leider ist uns nicht bekannt, welchem Menschenschlag die mittelpaläolithischen Höhlenbärenjäger des Alpen- und Voralpengebietes angehörten, da uns von ihnen keine körperlichen Reste fossil erhalten geblieben sind. Nach Bächler sollen es Neandertaler gewesen sein. Sie haben uns deutliche Zeichen eines Jagdkultus in zahlreichen Höhlen dieses Gebietes (Drachenloch bei Mixnitz in der Steiermark, 2445 m über dem Meer, Wildenmannsloch in der Ostschweiz, 1628 m über dem Meer, Mornova-Höhle in Slowenien, Petershöhle bei Velden im süddeutschen Alpenvorland, Grotte des Furtius in der Bourgogne, Salzofenhöhle in den österreichischen Alpen u. a.) hinterlassen und betrieben gegen Ende des letzten Interglazials oder während des Anfangsabschnittes der letzten (Würm-) Vereisung, vielleicht sogar erst während der großen Würmschwankung eine großzügige Jagd auf Höhlenbären. Eine Auslese der ansehnlichsten Teile dieses Hauptnahrungstieres, nämlich nicht erbrochene Schädel und Markknochen, waren auf Steinplatten und geschützt durch Steinplatten oder in regelrechten großen Steinkisten geradezu pietätvoll in den Nischen und an den Wänden vor allem der hintersten Abschnitte dieser Höhlen aufgestellt. Wie der kultische Charakter dieser Funde, an dem kein Zweifel sein kann, im einzelnen zu deuten ist, ob als Tierkult, Magie oder wirkliche Opfer an einen Jagdgott oder an ein höchstes Wesen, das wissen wir nicht sicher. Wäre das letztgenannte der Fall, dann stellten „die großen Steinkisten mit den Bärenschädeln und den verbrannten Pranken, die kleineren Steinsetzungen mit nur einem Schädel und einigen Knochen darin, ferner die Wandnischen mit den aufgestellten Stücken und die großen Felsplatten oder Steinpackungen, auf denen bis zu 14 Schädel angetroffen wurden, ... für uns die ältesten bekannten Opferaltäre der Menschheit dar“, wie Maringer sagt. Gewiß dürfen wir aber von den religiös-kultischen Vorstellungen der Höhlenbärenjäger auf die der Neandertaler schließen und auch bei ihnen eine religiöse Gedankenwelt, die ja schon bei der Schädelsetzung in der Höhle des Monte Circeo deutlich aufleuchtete, annehmen, ohne dabei überall die gleichen Riten zu erwarten.

Teschik Tasch vermochte uns in Verbindung mit andern bedeutsamen Fundplätzen reiche und ins einzelne gehende Auskünfte über die Lebensgewohnheiten und die geistige Welt des Neandertalers zu geben. Es wurde wohl

deutlich, daß er die gleichen wesensnotwendigen psychischen Fähigkeiten und Eigenschaften besaß, die auch dem heutigen Menschen eigen sind. „Wenn die Naturwissenschaftler ihre eigentlichen Methoden verlassen und den geistigen Eigentümlichkeiten den Vorrang geben würden, um die Wesen, die sie erforschen, zu klassifizieren, dann läge kein Anlaß vor, den Neandertaler als eigene Art von den Jetztmenschen zu trennen“ (Boule-Vallois). Ja, selbst seiner Leiblichkeit nach zählt man ihn neuerdings, wie schon erwähnt, zur gleichen Art wie den Jetztmenschen und bezeichnet auch ihn als „homo sapiens“, von jenem nur noch durch rassische Merkmale unterschieden. So wird dem Neandertaler heute das typisch Menschliche zuerkannt, wie es im Drang zum Gemeinschaftsleben und zur Gemeinschaftsarbeit, im Streben zur Herstellung von Werkzeugen und damit zum Aufbau einer einfachen Kultur, in der Pflege einer Tradition, der Sitte und des handwerklichen Könnens mit Hilfe der Sprache und im Bedürfnis nach Religion in irgendwelcher Form zum Ausdruck kommt. Der Neandertaler und ebenso die älteren Vertreter der Menschheit, z. B. die Träger der Kulturen des Acheuléen und Chelléen, waren nach dem Wort von Boule-Vallois „de vrais Hommes dans toute l'acception du mot, au moral comme au physique“. „An die Stelle des brutal-tierhaften Urmenschen, wie er in der Phantasie von Ernst Haeckel lebte, ist heute ein Menschenbild getreten, aus dessen Antlitz seit Anbeginn der Hauch des Geistes weht“ (Kälin).

So hat sich also das Bild des Neandertalers, jenes eigenartigen Menschen-schlages, der gegen Ende des letzten Interglazials, während des ersten Abschnittes der Würmvereisung und auch noch während eines Teiles der großen Würmschwankung Europa besiedelte, erstaunlich gewandelt. Als halbes Tier Jahrzehnte hindurch verschrien, ist jetzt, 100 Jahre nach dem namengebenden Fund im Neandertal, sein volles und echtes Menschtum anerkannt. Ob Elemente seiner Kultur und Merkmale seiner Leiblichkeit in die Jetztmenschheit eingegangen sind, wer vermag das mit Sicherheit zu bejahen oder zu verneinen? Die paläanthropologischen und prähistorischen Befunde scheinen nicht dafür zu sprechen. Die Kultur des Moustérien bricht ziemlich plötzlich in Europa ab, und mit ihr verschwindet der Neandertaler. An seine Stelle tritt unvermittelt der Jetztmensch mit all den Merkmalen, die wir an uns selbst kennen. Mit ihm kommt eine andersartige Kultur, das Aurignacien. Das Altpaläolithikum ist zu Ende und das Jungpaläolithikum beginnt. Für Europa ereignet sich diese Wende ziemlich jäh. Der Neandertaler stirbt aus oder wird ersetzt, verdrängt, erschlagen, aufgesogen. Wir wissen nicht, wie es geschah. Woher kamen diese jungpaläolithischen Jäger, die ihn ersetzten oder ihm das Ende bereiteten? Auch das wissen wir nicht. Sie erscheinen auf einmal in Europa, körperlich fertig geprägt und klar unterschieden von der Leiblichkeit des „klassischen“ Neandertalers. Wohl haben sich außerhalb Europas, besonders in Palästina, Reste von Menschen gefunden, die schon eine ganze Reihe von Merkmalen des Jetztmenschen, soge-

nannte sapienstümliche Merkmale, an sich tragen, jedoch in Verbindung mit niedriger Stirn, wenig angedeutetem Kinn und mehr oder weniger kräftigen Überaugenwülsten. Sie lebten gegen Ende des letzten Interglazials und während der ersten Hälfte der Würmvereisung, also zur gleichen Zeit wie der typische Neandertaler. Auch aus Europa sind ähnliche Funde, aber aus früherer Zeit (aus den beiden letzten Interglazialen) in den Schädeln von Ehringsdorf, Saccopastore, Swanscombe und Steinheim bekannt. Vielleicht gab es auch Formen, die noch stärker sapienstümlich geprägt waren (Schädelrest von Fontéchevade). Ob und wie aber diese Vertreter mit sapienstümlichen und neandertaloiden Merkmalen zeugungsmäßig mit der Jetztmenschheit in Verbindung stehen, auch das ist noch ein Geheimnis. Die großen Fragen nach dem Verlauf der Menschheitsentfaltung im Eiszeitalter sind also noch weithin ungeklärt. Ja, das Bild dieser Entfaltung wurde in den letzten Jahrzehnten immer verwickelter und undurchsichtiger.⁵ Das Bild des Neandertalers dagegen gewann im gleichen Zeitraum an Klarheit und Vollständigkeit. Es trägt heute vollmenschliche Züge.

Die Literatur über den Neandertaler ist ungeheuer groß. Ins nachfolgende Verzeichnis sind nur die Arbeiten der im Text zitierten Autoren aufgenommen: *M. Boule et H. V. Vallois*: Les hommes fossiles, 4. Aufl., Paris 1952. — *H. Breuil*: Die ältere und mittlere Altsteinzeit. Alt- und Mittelpaläolithikum, Historia Mundi, Bd. I, hrsg. von F. Valjavec, München 1952. — *G. Buschendorf*: Wie der Mensch den Kampf um die Beherrschung der Natur begann, Weltall, Erde, Mensch, hrsg. von G. Buschendorf, H. Wolffgramm und J. Radandt, 4. Aufl., Leipzig 1956. — *C. J. Connolly*: External Morphology of the Primate brain, Springfield 1950. — *C. S. Coon*: Some problems of human variability and natural selection in climate and culture, Amer. Naturalist 89 (1955). — *Th. Dobzhansky*: On species and races of living and fossil Man, J. Phys. Anthropol. 2 (1944). — *E. v. Eickstedt*: Der derzeitige Stand der Urmenschenforschung, Archiv Julius-Klaus-Stiftung, Festgabe Schlaginhaufen, 24 (1949). — *W. Gieseler*: Die geistige Welt des Neandertalers, Der Neandertaler und seine Umwelt, hrsg. von K. Tackenberg, Bonn 1956. — *F. Hancar*: Stand der Paläolithforschung im Schwarzmeerraum und in Mittelasien, Mitt. Anthropol. Ges. Wien 87 (1954). — *J. Kälén*: Die ältesten Menschenreste und ihre stammesgeschichtliche Deutung, Historia Mundi, Bd. I, hrsg. von F. Valjavec, München 1952. — *F. Kern*: Der Beginn der Weltgeschichte, München 1953. — *H. Klaatsch*: Der Werdegang der Menschheit und die Entstehung der Kultur, 2. Aufl., Berlin 1922. — *G. Kurth*: Überlegungen zu Neandertalkonstruktionen, Der Neandertaler und seine Umwelt, hrsg. von K. Tackenberg, Bonn 1956. — *J. Maringer*: Vorgeschichtliche Religion, Einsiedeln 1956. — *E. Mayr*: Taxonomic categories in fossil hominids, Cold Spring Harbor Symp. 15 (1950). — *H. L. Movius jr.*: The mousterian cave of Teshik-Tash, Southeastern Usbekistan, Central Asia, Amer. School of Prehistoric Research, Bull. 17 (1953). — *K. J. Narr*: Der Urmensch als Natur- und Geistwesen, Saeculum 7 (1956). — *K. J. Narr und R. v. Uslar*: J. C. Fuhlrott und der Neandertaler, Der Neandertaler und seine Umwelt, hrsg. von K. Tackenberg, Bonn 1956. — *A. Portmann*: Vom Ursprung des Menschen, Basel 1944. — *A. Portmann*: Das Ursprungsproblem, Eranos-Jahrb. 15 (1947). — *L. Reinhardt*: Der Mensch zur Eiszeit in Europa, Berlin 1924. — *K. Saller*: Wie sehen wir heute das Phänomen der Rasse?, Umschau 52 (1952). — *C. Schuchard*: Deutsche Vor- und Frühgeschichte in Bildern, München 1936. — *A. H. Schultz*: Das Bild ausgestorbener Menschen, Umschau 55 (1955). — *G. Schwantes*: Deutschlands Urgeschichte, 6. Aufl., Leipzig 1934. — *T. D. Steward*: The problem of the earliest claimed representatives of Homo sapiens, Cold Spring Harbor Symp. 15 (1950). — *H. Weinert*: Der geistige Aufstieg der Menschheit, Stuttgart 1951. — *H. Weinert*: Die Neandertaler-Gruppe und die „Präsapiens“-Funde, Forsch. Fortschr. 29 (1955). — *L. F. Zotz*: Vormenschen, Urmenschen und Menschen, Stuttgart 1949.

⁵ Über diesen Fragenkomplex siehe *P. Overhage SJ*: Das neue Bild der Menschheitsentfaltung im Eiszeitalter, Bijdragen, Tijdschrift voor Philosophie en Theologie, 15 (1954), H. 4, und *P. Overhage SJ*: Problematische Menschheitsentfaltung im Eiszeitalter, diese Zeitschrift 155 (1954) 23ff.